

Scholz, Gerold
Kindheit in der Postmoderne

Vortrag in der Thomas Morus Akademie am 9. 6. 2001

Lassen Sie mich mit einigen sozialstatistischen Daten beginnen, mit einigen Ergebnissen aus der sozialwissenschaftlichen empirischen Forschung.
Da ich darin selbst kein Experte bin, stütze ich mich auf einen Beitrag meiner Kollegin Maria Fölling Albers, der dieses Jahr erschienen ist und auf den zehnten Kinder- und Jugendbericht von 1998.

1995 lebten 12,3 Millionen Kinder bis zum vollendeten 13. Lebensjahr in Deutschland. Das ist ein Bevölkerungsanteil von etwa 15 %. Der Anteil ist gesunken. Er betrug in Westdeutschland 1970 ebenso wie in der DDR etwa 21,5 %, .
Knapp ein Drittel der Kinder lebt in Städten mit mehr als 300 000 Einwohnern. Fast ebenso viele in einem ländlichen Raum mit weniger als 150 Einwohner pro qkm.
Etwa 7% der Kinder erhalten Sozialhilfe.

Familiensituationen

„Das verheiratete Ehepaar mit leiblichen Kindern stellt noch immer das `Normalmuster´ für die Familie dar.“ (S. 18)

Es gibt einen Anstieg nichtehelicher Lebensgemeinschaften mit Kindern, von Alleinerziehenden, von Wiederverheiratungen, also eine Pluralisierung der Formen des Zusammenlebens. Das betrifft aber nur ca. 20% der Kinder. Dennoch ist die Tendenz steigend.

Die Geburtenrate sinkt bekanntermaßen. Etwa ein Drittel der Kinder wächst als Einzelkind auf, aber für weniger als 20 % ist dies ein Dauerzustand.

In Westen Deutschlands leben etwa 50 % der Kinder entweder mit zwei erwerbstätigen Eltern bzw. mit einem erwerbstätigen alleinerziehenden Erwachsenen zusammen. Im Osten Deutschlands sind dies 81 %.

Die überwältigende Mehrheit der heranwachsenden Kinder fühlt sich in der Familie wohl.

Kinderspiel

Fast alle Kinder geben an, Freunde zu haben, mit denen sie spielen. Die große Mehrzahl (75%) gibt an, sich mindestens zwei bis viermal in der Woche mit den anderen Kindern zu treffen. Von den Jugendlichen sagen zwei Drittel, dass sie einer Clique angehören. Spontane Verabredungen scheinen zunehmend seltener zu werden – abhängig von den Möglichkeiten zu telefonieren.

Die Mehrzahl der Kinder hält sich nach wie vor draußen auf. Radfahren ist die beliebteste „Draußen-Beschäftigung“.

Medien

Fast alle Haushalte verfügen über mindestens einen Fernseher. Die Sehdauer ist seit den neunziger Jahren stabil. Sie liegt bei den Drei- bis Dreizehnjährigen bei etwa eineinhalb Stunden. Kinderschallplatten, CD´s und Kassetten haben sich flächendeckend durchgesetzt. Aussagen über Computernutzung lassen sich kaum machen, da sich die Zahlen laufend verändern.

Ich breche die Liste, die sich beliebig verlängern ließe, hier ab, weil ich denke, dass auch in diesen Zahlen ein Kernsatz enthalten ist, den Dieter Lenzen geprägt hat: Wenn immer über

Kinder geredet wird, so sind es Erwachsene. Von daher lohnt sich ein Blick auf die methodologischen Annahmen dieser Forschung.

Ihr Kernbegriff lautet: „Veränderte Kindheit“.

Nun kann man sagen, dass sich Kindheit schon immer verändert hat, vielleicht zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten unterschiedlich schnell und deutlich. Wenn man von „Veränderungen“ spricht, so braucht man einen Vergleichszeitraum. Der ist häufig die eigene Kindheit der Autoren oder die ihrer Eltern. Und eigentlich bräuchte man einen Vergleichsort. Dieser wird aber noch seltener angegeben. Das Ergebnis ist dann, dass ein bestimmte soziale Realität von Kindheit, nämlich die bürgerliche Kindheit im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zur – in der Regel nicht ausgewiesenen - Folie wird, vor der aus eine Veränderung konstatiert wird. Eine genauere Betrachtung würde zeigen, dass sich – nimmt man alle Kinder in Deutschland – in bezug auf die soziale Realität ebenso für die Gegenwart wie für den Vergleichszeitraum von einer Pluralität sprechen lassen würde.

Also jene Aspekte, die mit dem Begriff „Veränderte Kindheit“ allein erfasst werden, nämlich das, was ich sozialstatistisch erfassbare Bedingungen des Aufwachsens von Kindern nennen würde, lassen sich nur schwer historisch vergleichen.

„Veränderte Kindheit“ ist keine analytische Kategorie, sondern eine programmatische. Die Tatsache, dass Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen und Lehrer zunehmend darüber klagen, wie sehr sich die Kinder – zum Schlechten - verändert hätten, weil die außerschulische Umgebung zunehmend weniger in der Lage oder willens sei Kindern einen Erziehungsraum zu bieten ist aus meiner Sicht keine Beschreibung der Realität, sondern eine der Wahrnehmung. Vergessen wird zum Beispiel bei den vielen Klagen von Grundschullehrern über den Verlust der familiären Erziehung, dass ein Großteil der Kinder zum Schulanfang nur die Institutionen wechselt: Vom Kindergarten in die Schule. Zu kritisieren wäre also der Kindergarten, nicht die Familie.

Nun muss ich zugeben, der Begriff „Veränderte Kindheit“ ist unter den wissenschaftlichen Grundschulpädagogen out. Einfach, weil man erkannt hat, dass man mit einem Defizitansatz kein vernünftiges Konzept entwickeln kann.

Ein anderer Zusammenhang ist mir an dem Begriff „Veränderte Kindheit“ ebenfalls wichtig. Er suggeriert, dass man wird, was man isst. In bezug auf die Nahrung glauben dies nur Kinder. Im Zusammenhang der Beziehung von Aufwuchsbedingungen und der Bedeutung dieser Bedingungen für Kinder, glauben dies auch viele Wissenschaftler. Zu den permanent wiederholten Erzählungen aus diesem Zusammenhang gehört etwa die, von dem Egoismus von Einzelkindern. Niemand weiß, ob es den Kindern gut tut, alleine zu sein oder schlecht. Aber ich meine dies viel genereller. Das Wort „Kindheit“ ruft in uns die Erinnerung an die eigene Kindheit hervor. Und wir erinnern sie nicht sozialstatistisch, sondern aus unserer Perspektive, als unsere Art und Weise uns selbst, die anderen Kinder, Erwachsene und die soziale Realität zu betrachten.

Eine der wichtigen Entwicklungen der letzten beiden Jahrzehnte bestand darin, diesen Unterschied deutlich zu machen, nämlich den Unterschied zwischen den Außenbedingungen und Außensteuerung und dem, was diese Bedingungen und diese Steuerung von den Subjekten her gesehen bedeuten. Mit dem Etikett der „Neuen Kindheitsforschung“ wird die Perspektive von Kindern versucht zu erfassen. Das Kind als „produktiv realitätsverarbeitendes Subjekt“ (Hurrelmann) ist eine schwache Variante, eine radikal konstruktivistische Position begreift das Außen nur noch als Perturbationen. Jedenfalls: Die sozialstatistischen Angaben sagen wenig darüber aus, wie Kinder ihre Kindheit und die Welt erleben, in der sie leben. Aus der Sicht der Neuen Kindheitsforschung geriet das Hier und Heute von Kindern in den Blick, vor allem die soziale Interaktionen von Kindern in Gleichaltrigengruppen. Die derzeitige Diskussion versucht, wenn ich es richtig sehe, wieder eine Verbindung zwischen

Gegenwartsorientierung und Zukunftsorientierung, also eine Verbindung von Kindheitsforschung und Entwicklungsforschung, bzw. Kindheitsforschung und Sozialisationsforschung. Aber der entscheidende Impuls der Neuen Kindheitsforschung sollte nicht verloren gehen, denn er bestand in der Beobachtung, dass in der sozialwissenschaftlichen Forschung Kinder nicht vorhanden sind. Das galt für die Soziologie ebenso wie für die Erziehungswissenschaft oder die Ethnologie. An Kindern interessierte nur das, was sie von Erwachsenen unterschied bzw. was sie darin förderte oder daran hinderte ein ordentlicher Erwachsener zu werden.

Ein dritter Aspekt auch noch von der – wie ich jetzt begründet sagen – ideologiekhaltigen Metapher „Veränderte Kindheit“.

Was sich doch auch vielleicht verändert hat, sind die Vorstellungen von Erwachsenen darüber, was Kinder seien und in diesem Zusammenhang auch wohl die Vorstellung von Kindern darüber, was Erwachsene seien. Diese Vorstellungen sind zwar nicht so leicht sozialstatistisch erfassbar, aber vermutlich in ihrer Wirkdimension nicht zu unterschätzen.

Ich gebe dafür einige Beispiele.

Die jetzt in Deutschland lebenden Erwachsenen sind wohl die ersten, die nicht mehr in einer Generationenfolge leben. Wer im Alter von 25 Jahren ein Kind bekommt, hat Aussichten 60 Jahre lang mit seinem Kind zusammen auf der Welt zu verbringen. Wichtiger wohl: Er hat eigentlich nichts mehr zu vererben. Denn, wenn er oder sie 85 Jahre alt, ist das Kind 65 und auch schon rentenfähig.

Hier ist ein deutlicher Wandel zu verzeichnen, der einmal mit dem Anstieg des Lebensalters zusammenhängt, aber auch mit der Industrialisierung. In Agrargesellschaften gehen die Alten mit ca. 50 Jahren in Rente, weil dann die Kinder den Hof übernehmen. In Griechenland gab es vor einigen Wochen einen Streik zur Erhaltung des Rentenbeginns mit 55 Jahren. Mir scheint, dass dieser Wandel einen wichtigen Grund bildet für eine Beziehung zwischen Eltern und Kindern, die Autorität oder Hierarchie nicht mehr so deutlich mit Gehorsam verbindet. Etwas zugespitzt formuliert: Wenn es nichts zu vererben gibt, gibt es auch weniger zu bestimmen. In diesem Kontext kann man wohl auch sagen, dass sich das Konzept der Leistungsgesellschaft durchgesetzt hat. Vermittelt über die Schule als Selektionsinstitution wird schulische Leistung als individuelle Leistung des Kindes verstanden und kaum noch als gewissermaßen vererbter Status der Familie oder der Sippe. Man kann es auch so sagen: Der weitaus größte Teil der Menschen in Deutschland sind Arbeitnehmer, die von ihrer Arbeitskraft – oder wenn man so will – von ihrer Qualifikation leben. Für die Beziehung zwischen den Generationen bedeutet dies, dass die Kinder frühzeitig angehalten werden, selbsttätig oder selbständig zu sein. Es ist auffallend, dass es zwischen Jugendlichen und ihren Eltern zur Zeit kaum jene Konflikte gibt, die meine Generation geprägt haben: Von der Musik, über die Kleidung bis zu den langen Haaren. Ein größerer Teil meiner Studentinnen und Studenten lebt in dem Hause der Eltern ohne dass dies als Einschränkung wahrgenommen würde. Man kann heute als junger Erwachsener mit seinen Eltern zusammenleben und als Erwachsener anerkannt werden.

Eine ganz andere Beobachtung erklärt sich zunächst einfach aus der materiellen Fülle der gegenwärtigen Elterngeneration. Ich erzähle dies am Beispiel eines erlebten Gesprächs. Ein junges Elternpaar mit zwei Kindern kann – nach eigenen Angaben – nicht mit dem Auto in Urlaub fahren, sondern muss ein Allround-Service-Hotel buchen, weil sie das, was sie für die Kinder bräuchten nicht in ein Auto bekämen. Als Mitglied der Großelterngeneration amüsiert mich dies ebenso wie andere Großeltern, die ich kenne. Es gibt eine Versorgung und eine Überversorgung der Kinder. Ohne 12 Flaschen kann man nicht mit einem Säugling verreisen. Ein, wie ich finde, typischer Wandel macht sich an der drahtlosen Überwachung der

Kleinkinder fest. Oberflächlich legitimiert mit den Todesfällen des „sudden infant death“ lässt sich die Unfähigkeit der Erwachsenen beobachten, Unregelmäßigkeiten im Verhalten des Kindes nicht zu dramatisieren. Man könnte psychologisch argumentieren mit der Schwierigkeit der Eltern sich von ihrem Kind zu trennen. Aber das trifft m.E. nicht den Kern der Situation. Ich denke eher, dass hier eine Vorstellung zugrundegelegt wird, die man als Übertragung aus anderen Lebensbereichen in den Umgang mit Kindern beobachten kann. Ich meine, dass wir daran gewöhnt sind vorauszusetzen, dass Technik funktioniert. Störungen wie der Ausfall des Telefons oder der Stromversorgung oder des Anlassers gelten ebenso als unnormale Umwege oder andere Probleme. Wir gehen davon aus, dass alles funktioniert. Und zunehmend auch davon, dass Kinder funktionieren.

Ich habe vor zehn Jahren einen Artikel geschrieben, in dem es im Kern hieß, dass sich Grundschullehrerinnen früher artige Kinder gewünscht hätten und dass sie sich heute vernünftige Kinder wünschen. Vernünftige Kinder sind solche, die man nicht zu erziehen braucht, weil sie selbst über die Einsicht in die Notwendigkeit verfügen. Dieses Denkmodell vermag vielleicht auch Diskussionen erklären, die sich sozialwissenschaftlich nicht erhärten lassen. Etwa Diskussionen über die Zunahme an kriminellen Kindern oder die Zunahme an Gewalt in der Schule. Die Tatsache, dass sich die Kinder in den Volksschulen zu Beginn des 20. Jahrhunderts geprügelt haben, weil sie Schuhe besaßen oder barfuß gehen mussten oder weil die einen katholisch und die anderen evangelisch waren oder einfach, weil es sich so gehörte, wird dabei übersehen.

Das Konstrukt des kompetenten Kindes, das sich von der modernen Säuglingsforschung her entwickelt hat, lässt sich kaum abweisen. Aber es ist vielleicht auch Ausdruck einer Zurückweisung von Verantwortung.

Ich werde später noch auf die Frage zu sprechen kommen, was ein Kind ist. Ich möchte hier aber eines meiner wenigen Normen nennen: Ich denke, dass Kinder ein Recht auf Irrationalität haben, also ein Recht darauf, Dinge zu tun oder zu sagen, die widersprüchlich sind. Ein Recht, auf die Frage, warum brüllst du, zu antworten: ich brülle doch gar nicht – oder - ich weiß nicht warum.

Ich spekuliere noch ein Stück weiter. Noch sind Diskussionen über fabrikmäßig erzeugte Kinder eher Diskussionen als Realität. Ich denke aber, dass es klug wäre, allen Behauptungen nicht zu trauen, die beschwören, dass mit dieser oder jener Technik kein Dambruch verbunden sei. Dass also die pränatale Diagnostik sich nur auf Einzelfälle beziehe oder es überhaupt beabsichtigt sei, Kinder nach Intelligenz, Haarfarbe oder Augenfarbe auszusuchen. Ich plädiere dafür, in dem dringend notwendigen Diskurs davon auszugehen, dass dies über kurz oder lang für den Teil der Bevölkerung Realität sein wird, die es bezahlen können. Mein Eindruck ist, dass obwohl diese Realität noch nicht greifbar ist, sie sich bereits in den Vorstellungen über Kinder finden lassen. Denn die Grundlage ist die Idee der Machbarkeit. Kinder werden heute in der Regel in Deutschland geplant. Sie fallen nicht mehr, wie dies noch für meine Generation gilt, gewissermaßen vom Himmel. Der historische Wechsel von der Abtreibung zur sicheren Verhütung verlangt von den Erwachsenen einen positiven Planungsprozess: Welche Bedingungen sollen erfüllt sein, wenn ein Kind auf die Welt kommen soll. Dieter Lenzen hat in seinem Buch „Mythologie der Kindheit“ im Sinne nach formuliert, dass Kinder zu Investitionsentscheidungen geworden sind und kritisch angemerkt, dass sich Investitionen lohnen müssen.

Betrachtet man die jüngsten Entscheidungen der obersten deutschen Gerichte zur finanziellen Gleichstellung von Familien mit Kindern unter diesem Gesichtspunkt, dann wird deutlich, dass der Investitionscharakter von Kindern herausgestellt wird.

Betrachtet man wiederum die politische Reaktion auf die veränderte soziale Situation, dann wird sichtbar, dass mit einem alten Familienmodell moderne Entwicklungen nicht zu steuern sind. Die politische Reaktion besteht in der mehr oder minder moderaten Erhöhung des Kindergeldes. Der Grund aber dafür, dass Adenauers Verdikt „Kinder bekommen alle“ nicht

mehr zutrifft, liegt nicht an dem zu geringen Kindergeld, oder generell an der Kinderfeindlichkeit, sondern an einem Prozess der Emanzipation der Frauen. Die familiären Kosten für Kinder ergeben sich nicht primär aus dem, was die Kinder verbrauchen, sondern aus einer Situation, in der Kinder für die Frauen einen weitgehenden Verzicht auf Berufstätigkeit bedeuten. Wenn man also politisch Paaren Kinder ermöglichen wollte, so müsste man in die Betreuung von Kindern investieren. Aber hier handelt es sich nicht primär um ein finanzielles Problem, sondern um die Frage, wie sich – vor allem für Frauen – die Konstruktion des eigenen Lebenslaufes mit der Aufzucht von Kindern verbinden lässt. Ich zitiere eine etwas radikale Zeitzeugin, Elisabeth Dessau. Sie schreibt: „Geschlechtsverkehr ohne Fortpflanzung – Fortpflanzung ohne Geschlechtsverkehr: Zwei alte Menschheitsträume werden gleichzeitig wahr.“ Und etwas später: „Potentielle Eltern wollten ihr Kind nicht mehr `irgendwie durchkriegen`, sondern ihm gute Bedingungen bieten. In diesem Zusammenhang können kinderfreundliche Computerdörfer entstehen, in denen Kinder wieder frei und lebendig spielen dürfen.“

Die Verbindung des Wunsches nach Verantwortungslosigkeit mit dem Wunsch nach der idyllischen heilen Welt ist nicht neu. Neu ist die Vorstellung, endlich diese Idylle selbst herstellen zu können.